Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 5

Artikel: Eine Seele [Fortsetzung]

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633977

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 5 — XIII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 3. Februar 1923

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Am Anfang war der Mut.

Von Max Geilinger.

Am Anfang war der Mut, der Finsternis
Vom Licht getrennt hat, der aus eigner Glut
Sich Kampf und Leben schuf, der selbstgewiß
Uns wirken heißt: Am Anfang war der Mut!

Er formte diese Welt in Schmerz und Lust,
Auch deine, die du früh als Kind gewannst;
Bald scheuchst du fremde Geister aus der Brust,
Daß du den Kampf nach außen tragen kannst.

Und naht am Ende endlich jene Nacht,
Die schwarzbeflügelt in der Tiefe ruht,
Noch leuchten neue Welten, glanzerwacht,
Des sei getrost: Am Anfang war der Mut!

Eine Seele.

Roman von Ruth Waldstetter.

5

Stephan zögerte und biß sich auf die Zähne. Dann sagte er mit einer etwas theatralischen Gebärde: „Ich wollte entweder die Bühne beherrschen wie ein Kainz, ein Sonnenthal, oder dann — alles oder nichts war mein Wahlspruch.“

„Ah, und da hat Ihnen die Geschichte den Bogen gegeben.“

„Sie mögen es so nennen,“ sagte Stephan mit empfindlicher Miene.

„Und Sie haben hier schon eine ordentliche Anzahl von Schülern?“ fragte Faber in aufmunterndem Tone.

„Ach, ich weiß nicht, ob ich hier an den richtigen Ort gekommen bin. Das Milieu ist ja wohl im ganzen reichlich bürgerlich.“

„Sie werden es vielleicht mit der Zeit anders einschätzen. Es sind hier allerlei geistige Interessen wach unter der uniformen Hülle der Solidität und Vorurteile.“

„Eben, Vorurteile. Hier würde man mich wohl sofort aus der Musikschule hinausschmeißen, wenn man die alten Sachen wüßte, was meinen Sie?“ fragte Stephan, und diese Vorstellung schien ihm Freude zu machen.

„Das will ich gar nicht sagen. Uebrigens erinnere ich mich nur noch sehr undeutlich: Sie kamen dem Direktor ins Gehege, und deshalb gab's Skandal?“

„Sie haben eine glückliche Art, die Dinge kühl zu nehmen,“ sagte Stephan mit gezwungenem Lachen. Aber schon erschien auf seinem Gesicht wieder der gewohnte weltschmerzliche Ausdruck, und er schloß: „Und doch gibt es noch immer Menschen, die an ihrem Schicksal zugrunde gehen.“

Faber sah fragend und stirnrunzelnd auf, etwas peinlich berührt von diesem Pathos.

„Sie wissen doch, daß sie sich das Leben genommen hat?“ Stephan beobachtete von der Seite den Eindruck, den seine Worte machen würden.

„Ich habe es damals in der Zeitung gelesen. Aber das stand doch in keinem Zusammenhang mehr — hieß es nicht, sie wollte einem chronischen Leiden ein Ende machen?“

„Es wird ihr wohl auch „den Bogen gegeben haben“, wie sie sich ausdrücken. Aber das Elend war eben, daß sie diesen Stumpfbock von Direktor hatte, den brutalen Kerl.“

„Und nicht Sie,“ vollendete Faber leichthin, den Stephans Wesen zu reizen schien.

Stephan wurde hochrot; das Zittern seiner Gesichtsmuskeln zeigte eine große Erregung an; aber er fand im Augenblick keine Worte.

„Bitte, nehmen Sie das ja nicht ernst,“ kam ihm Faber zuvor, „ich sage das nur so; unter uns können wir ja wohl eingestehen, daß wir Männer so eitle Fratzen sind, von denen jeder glaubt, außer ihm gebe es kein Glück für seine Angebetete. Und das ist ja gut so; denn die Natur kommt dabei zu ihren Zwecken.“

„Ich glaube, unsere Denk- und Ausdrucksweise ist eine sehr verschiedene; ich kann mich selbstredend weder in der einen noch in der anderen mit Ihnen messen," sagte Stephan, der noch immer einen roten Kopf hatte. „Im übrigen werde ich mir natürlich nicht erlauben, an Ihrer Diskretion diesem Milieu gegenüber zu zweifeln."

„Aber darüber ist doch kein Wort zu verlieren, das ist selbstverständlich," sagte Faber.

„Nun, es gibt in diesen bürgerlichen Kreisen, die Sie einigermaßen zu schätzen scheinen, so ziemlich keine Selbstverständlichkeiten, wenn der Klatsch in Frage kommt," versetzte Stephan spitz.

„Ich versichere Sie noch einmal, Sie haben keinen Grund, sich irgendwie zu beunruhigen," erwiderte Faber in kühlem Ton. „Ich hörte übrigens damals die Geschichte nur aus dritter Hand, und sie hatte für mich gar kein Interesse, da ich von den handelnden Personen nur Sie ganz flüchtig von einigen seltenen Begegnungen an Ihrem Schauspieler-Stammtisch kannte. Es ist der reine Zufall, daß wir uns überhaupt aneinander erinnert haben. Also machen Sie sich bitte keinen einzigen unnützen Gedanken über die Sache." Er zog den Hut; aber Stephan, der eine verstörte Miene zeigte, schien noch etwas sagen zu wollen. Er besann sich einen Augenblick und begann: „Ach, es ist eigentlich ganz gleichgültig: Ich fragte mich, ob ich Sie davon in Kenntnis setzen sollte, daß in meinem Angebot, welches in der Musikschule aufbewahrt wird, die Mitteilung enthalten ist, ich sei vor einem Jahre schwerkrank gewesen und infolgedessen gezwungen, die Bühnenlaufbahn aufzugeben. Das alles pro forma, nicht wahr?"

Faber nickte und sagte: „Haben selbstverständlich recht," und sie trennten sich.

Während der Professor im Weiterschreiten seine beschauliche Betrachtung der Landschaft fortsetzte, verfinsterte sich Stephans Gesicht mehr und mehr, und nach einer Weile wandte er sich mit einem zornigen Ruck um und gewahrte eben noch, wie Faber in den Gartenweg der „Schönau" einbog.

Als dieser im Hochschen Hause ankam, war es Teezeit. Vom Salon aus sah man durch die offene Tür in ein behagliches Eßzimmer, in dessen Mitte ein mit altem Silber und Geschirr gedeckter und mit einem Frühlingsstrauß geschmückter Tisch stand; in eingebauten Schränken war schönes, mit Blumen und Gold bemaltes Porzellan ausgestellt; eine breite Glastür führte in eine Gartenveranda, um die sich das rötliche Geäst von Schlingrosen rankte. Im Wohnzimmer selbst waren alte, erlesene Möbel und Bilder mit Geschmack angeordnet. Es paßte zu dem Eindruck, den die stillen, schönen Zimmer machten, daß die Töne einer einsamen Geige das Haus mit den würdig eleganten Weisen eines alten Meisters durchklangen. Die Geige verstummte jetzt, und leise knarrte die Treppe, als ob leichte Tritte darüber hinliefen. Bei Charlottens Eintritt verwunderte sich Faber, wie anders sie aussah als am letzten Abend. Im einfachen Hauskleid schien ihre Gestalt noch jugendlicher und sogar schmächtig, und der ausdrucksvolle, schmale Kopf wirkte unmittelbarer und persönlicher als im Glanz der Gesellschaftstoilette.

Charlotte bat Faber zum Tee, und als sie in dem angenehmen Zimmer bei Tisch saßen und den Professor die hübschen Damenhände bedienten, überkam ihn ein wunderliches Behagen, so daß er die Stunde hätte hinträumen mögen und er sich gar nicht beeilte, vom Zweck seines Besuches zu reden.

„Ich habe Sie leider vorhin beim Ueben gestört," sagte er. „Ich bewunderte Ihren reinen und kräftigen Strich."

„Oh, ich übe jeweils ein bißchen, wenn Mama ausgegangen ist. Meine Mutter kann nämlich Musik nicht ausstehen."

„Und doch hat sie Sie Geige lernen lassen?"

„Das hat Papa durchgesetzt. In mancher Beziehung habe ich mich sehr gut mit ihm verstanden. Nur „Brotstudien", wie er das nannte, wollte er mich nicht treiben lassen. Ach ja, damit fängt die lange Reihe meiner „unbefriedigten Wünsche" an. Aber ich glaube wirklich, es ist besser, ich belästige Sie erst gar nicht damit."

Faber wandte ihr mit fragendem Ausdruck das Gesicht.

„Ich hatte nämlich heute schon eine Konsultation. — Fänden Sie es übrigens sehr unverschämt, wenn jemand behaupten würde, die Aerzte seien die schlechtesten Psychologen?" setzte sie spontan hinzu.

„Ich fände das sogar sehr zutreffend, obwohl allerdings Ausnahmen vorhanden sind. Aber in unserer Zeit des Wissensprotzentums, wo leider Gottes alles durch Lernerei und Examen entschieden wird, kann der Besitz eines Instinktes, und wenn er für den Beruf noch so wichtig ist, nicht einmal kontrolliert, geschweige verlangt werden."

„Wenn man Sie hörte, Herr Professor?" fragte Charlotte leise und lachte.

„Pah," rief Faber, „glauben Sie, ich könnte nicht ohne Schule und Universität existieren? Wenn man einmal nicht mehr losschimpfen dürfte, hätte das Leben überhaupt keinen Reiz mehr. — Aber wo waren wir mit Ihnen stehen geblieben? Sie hatten heute eine Konsultation?"

Charlotte schien durch Fabers Gegenwart merklich erleichtert, und sie rief jetzt fast fröhlich: „Ja, und die war unglaublich verfehlt! Der Arzt — nämlich meine Mutter wollte, daß einmal ein Arzt „meine verdrehten Ideen" begutachten sollte, und ich dachte schließlich selber, vielleicht wäre der Doktor ein Orakel — der Arzt redete von Anfang bis Ende zu einer Person, die er gar nicht vor sich hatte."

„Und wie das?"

„Oh, zu einem hysterischen und — verliebten Mädchen, schien es mir," antwortete Charlotte errötend. „Aber ich begreife wirklich bis jetzt nicht, ob ein Arzt bloß so taktlos sein kann oder ob er ein Vergnügen daran haben mag, ein Mädchen mit rohen Reden zu verletzen? Denken Sie, er machte ein ordentlich enttäuschtes Gesicht, als ich ihm sagte, ich hätte diese Unterhaltung ungefähr so erwartet. Ich glaube wirklich, er hat sich an meiner Verlegenheit und meinem gekränkten Schamgefühl weiden wollen."

Faber antwortete nicht. Er saß still mit übergeschlagenen Beinen und betrachtete seine Hände.

„Nun denken Sie etwas Böses von mir," sagte Charlotte leise.

Er antwortete nicht sogleich, als hätte er die Frage überhört. Er war mit den Gedanken und Empfindungen beschäftigt, die ihm dieses ungewöhnliche, von jahre- oder jahrzehntelangen Mißverständnissen bedrängte und doch unverbrauchte, sich selbst treugebliebene Geschöpf hervorrief, und er suchte sich eines warmen Gefühles gewohnheitsgemäß zu erwehren, das er als den Feind seiner Studien und seiner Ruhe kannte.

„Sie haben immer mit Ihrer Frau Mutter zusammen gelebt?" fragte er dann.

„Ja, Mama erträgt es gar nicht, allein zu sein, obwohl sie gesund und rüstig ist; auch das erschwert meine Pläne."

„Welche Pläne?"

„Das eben ist so schwierig auszusprechen," sagte Charlotte treuherzig, indem sie die Hände ineinander preßte und vor sich hinsah. „Meine Bekannten wissen wohl, daß ich studieren möchte; aber dies ist mehr nur der Name, den ich meinem Wunsche gebe, als die Sache selbst."

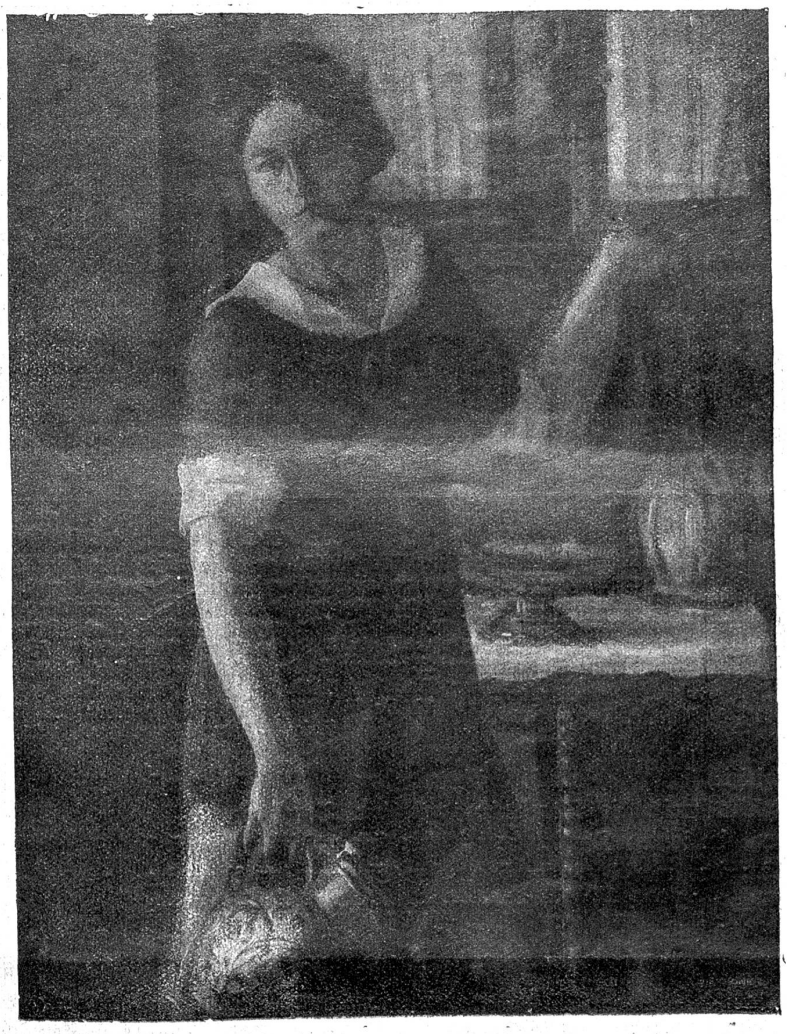
„Können Sie mir das, was sie wollen, vielleicht einigermaßen umschreiben?" fragte Faber.

Sie sann nach, und ihr Gesichtsausdruck wurde ernst und ruhig, so daß der klare, strenge Schnitt der Züge sich deutlich ausprägte. „Darf es lange dauern?"

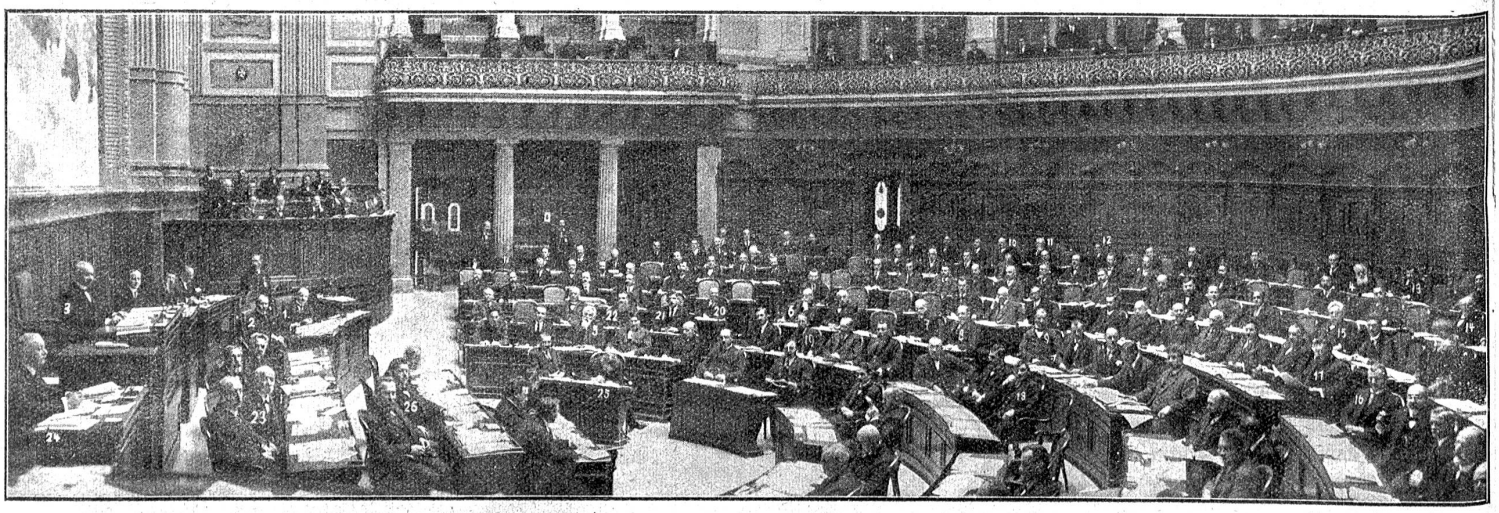
„Ich habe den ganzen Abend zu meiner Verfügung."

„Oh, so schlimm ist es nicht. Aber ich muß etwas weit ausholen, bis zu meinem fünfzehnten Jahr. Bis dahin habe ich mir nämlich überhaupt keine Gedanken gemacht; denn ich hatte mit Hilde und meinem Bruder zusammen eine sehr schöne Kinderzeit. Max starb dann lungenkrank mit achtzehn Jahren.

Aber als ich in der fünften Töchterschulklasse war, ging mit mir eine Veränderung vor; ich erinnere mich daran ganz genau. Ich wurde Ich, fast von einem Tag zum andern. Ich bekam so plötzlich das Bewußtsein meines Einzelmenschentums und meiner persönlichen Verantwortlichkeit, daß es mich zuerst fast erdrückte. Das Leben erschien mir nicht mehr als etwas Selbstverständliches, sondern wie irgend eine Möglichkeit, die man für mich angenommen hatte, ohne mich selber darum zu befragen, und mit der ich mich nun irgendwie abfinden mußte. Ich wurde ganz melancholisch; sogar meine Mutter merkte es und behauptete, es seien die Jahre, die mich angriffen. Vielleicht ist es ja Unsinn, daß ich mir mich selber ohne dieses Leben denken kann; aber so etwas ist nicht zu ändern. Ich begann nun, mich darüber zu besinnen, was ich aus dieser angefangenen Existenz machen sollte. Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß es sich überhaupt nur dann verlohne, es mit dem Leben weiter zu versuchen, wenn man daraus etwas ganzes und Großes und Nützliches machen könnte. Ich hatte mich in der Schule und in meinen Geigenstunden für geistige und künstlerische Tätigkeit begeistert, und es schien mir nun, daß, wenn man sich ganz an eine solche hingäbe, es doch einen Sinn hätte, diese unerwünschte Daseinsverantwortlichkeit zu tragen. — Sie denken gewiß," unterbrach sich Charlotte, „daß ich mir das jetzt hinterher so ausmale; aber wenn sie mein Tagebuch lesen würden, das ich gerade damals ein Jahr lang führte, so würden Sie das alles darin finden, und zwar mit einem so lächerlichen und rührenden Pathos und Weltschmerz vorgetragen! Aber nun kam eine zweite Verlegenheit, welche die Sache eigentlich erst schlimm machte. Ich mußte nämlich begreifen lernen, daß ich ein Mädchen sei, und daß deshalb alles, was mir bisher Freude gemacht hatte, das Lernen in der Schule, das Lesen und das Musizieren, für mich nur eine Spielerei bedeuten sollte. Ich merkte bald, daß ich darauf mein Leben nicht gründen durfte; das gaben mir die Erwachsenen, die natürlich von meinen Gedanken keine Ahnung hatten, immer wieder zu verstehen. Und nun fiel mir manches auf, was ich früher nicht seinem Sinne nach gedeutet hatte. Zu Hause hörte ich die Erwachsenen oft über das Lernen in der Schule schimpfen, weil die jungen Mädchen bleich und kurzsichtig und bucklig davon würden. Wenn ich klassische Bücher las, die allerdings über meinen Horizont gingen — aber vielleicht machten sie mir eben deshalb Freude — so lachte man mich aus oder man gab mir passende Lektüre für junge Mädchen in die Hand, und die war, wenn ich sie mir jetzt vorstelle,



Fritz Hildebrand: Mädchen mit Krug.



Eine Vollsitzung des Nationalrates. (Phot. H. Stauder, Aarburg.)

Letzten Montag traten die eidgenössischen Räte zu einer außerordentlichen Session zusammen. Wir benutzen den Anlaß, um unsere Leser einen Blick in den Nationalratssaal tun zu lassen während einer Sitzung des Rates. Die Aufnahme wurde in der Dezembersitzung ausgeführt. Sie zeigt den Rat in der neuen Zusammensetzung, wie sie durch die Oktoberwahlen geschaffen wurde. Auf die Nennung sämtlicher Namen mußten wir aus technischen Gründen verzichten. Bei den hier angeführten handelt es sich um eine rein zufällige Auswahl, die kein Werturteil einschließt:
1. Bundesrat Motta, 2. Bundesrat Musy, 3. Jenny (Bern), Nationalratspräsident pro 1923, 4. Greulich (Zürich), Alterspräsident des Rates, 5. Ming (Obwalden), 6. Dr. v. Streng (Thurgau), 7. Dr. Mächler (St. Gallen), 8. Graf (Bern), 9. Dr. Miescher (Basel-Stadt), 10. Schüpbach (Bern), 11. Jäger (Aargau), 12. Dr. v. Arx (Solothurn), 13. Dr. Klöti (Zürich), 14. Burren (Bern), 15. Baumberger (Zürich), 16. Dr. König (Bern), 17. Dr. Abt (Aargau), 18. Ilg (Bern), 19. Dr. Hitz (Zürich), 20. Huggler (Bern), 21. Reinhard (Bern), 22. Bratschi (Bern), 23. Freiburghaus (Bern), 24. Evéquoz, Vizepräsident (Wallis), 25. Naine (Waadt).

wirklich schändlich oberflächlich und dumm. Die Hauptrolle spielte meist die Tanzstunde und der Tanzstundenklatsch, und im letzten Kapitel verheiratete sich unfehlbar die Heldin; das war dann sozusagen der Eingang ins Paradies. Was mich am meisten bekümmerte, und was mich nach und nach in einen dauernden Widerspruch zu meinen Eltern und Bekannten brachte, war eben, daß man mich tadelte, wenn ich eine schöne Beschäftigung wie das Lernen oder Ueben ernsthaft betrieb, und daß man gerade jenes wichtig nahm, was mir unbedeutend und nebensächlich erschien, die Kleiderfragen, die Repräsentation und ein paar kleine mechanische Hausarbeiten, die ich auszuüben hatte. Wenn ich einmal einen guten Salat fertig brachte und den Tischaufsatz hübsch herrichtete oder wenn mir eine neue Haarfrisur, ein Kleid leidlich stand, so waren das bei uns Tagesereignisse. — Sie können das unmöglich nachfühlen; es ist ganz ausgeschlossen, daß ein Mann begreift, wie es einem Geschöpf zumute ist, das in diese Mißverhältnisse hinein gequetscht und geschraubt wird. Man hat das Gefühl, daß die ganze Welt, die Sitte, die Mode, die nächsten Angehörigen mit allen Kräften und Gewalten gegen das bewaffnet sind, was einem das innerste Glück und die innerste Erkenntnis ist. — Ich habe aber nicht nachgegeben," setzte Charlotte in fast herausforderndem Ton hinzu, während ihr Gesicht glühte und sie mit glänzenden Augen ins Leere sah.

„Vielleicht könnten Sie denken," fuhr sie fort, „ich hätte damals etwa Frauenrechtsgedanken im Kopf gehabt; aber ich kann Ihnen schwören, ich hatte zu jener Zeit von so etwas überhaupt noch nicht gehört. Und das, was ich auskämpfen muß und in Harmonie bringen möchte, ist ja eine persönliche Sache, die mich einfach als Mensch angeht. Ich habe nun einmal das Leben, und ich möchte das Beste daraus machen. Wenn ich dies meinem Doktor von heute sagen würde, so hätte er allerdings einen glänzenden Anlaß, mir mit seiner Idee der alleinseligmachenden Heirat und Mutterschaft auszuhelfen! Er würde ja auch nicht ganz unrecht haben, selbst wenn er mich verstände. Aber," fuhr Charlotte mit zunehmender Erregung fort, „kann man denn nie und nimmer begreifen, daß auch wir Frauen nicht alle gleich sind, daß es auch unter uns und nicht nur unter den Männern Menschen gibt, die die Frage nach dem Zweck und Sinn des Lebens eingeboren in der Seele haben und die irgend eine einheitliche und notwendige Arbeit vollbringen müssen, damit sie sich täglich von neuem an sich selber beweisen können, daß das Leben nicht ein Unsinn ist!"

(Fortsetzung folgt.)

Meiner Mutter.

Du zogst mit jedem jungen Tag
Zu schwerer Arbeit aus,
Wenn ich noch tief im Schlummer lag
Im stillen, kleinen Haus.

Du kämpftest oft durch Sturm und Schnee
Dich auf den Arbeitplatz
Und mühtest dich mit Ach und Weh
Um deinen kleinen Schatz.

Du riebst dir deine Hände wund
An manchem Wäschetrog,
Indes das Leben Stund' um Stund'
Dich um dein Glück betrog.

Auf deinem Scheitel lag das Leid,
Stumm wie die dunkle Nacht,
Die du im schlichten Witwenkleid
Gar oft um mich durchwacht.

Wie oft aß ich mein karges Brot
Auf deinem weichen Schoß!
Ich fand dein Herz in jeder Not
Im Glauben stark und groß.

Doch eines Tages sank sie bleich
Auf ihren Werkplatz hin,
Und nun ist sie im Himmelreich
Der Liebe Königin.

Fr. Hoßmann.